

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 32

Artikel: Ein Doppelleben [Fortsetzung]
Autor: Widmann, Joseph Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 32 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 11. August 1923

Alpennacht.

Von J. C. Heer.

Es hat die Nacht den Sternenschleier
Gesponnen um der Erde Kreis,
Die Gipfel steh'n in stummer Feier,
Im tiefen Grund wallt sehnsuchtsleis
Herüber von der Felsenfluh
Der Gletscherbach dem Bergsee zu.

Ein einsam Licht aus schwarzen Wipfeln!
Das Weib des Führers wacht und lauscht,
Sie späht beklommen nach den Gipfeln,
Still steht die Nacht, der Bergbach rauscht.
Ein schwerer Schritt — da löst der Schein.
Das müde Lauschen schlummert ein.

Beseelte Ruh! — Die hellen Blicke
Gewendet in die Sternenpracht,
Verjenc ich Leben und Geschehe
Andächtig in die klare Nacht,
Und in der Tiefe meines Seins
Bin ich mit Welt und Sternen eins.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann.

4

Oft genug erfahren wir, daß die Dinge, wenn wir sie am Morgen ins Auge fassen, ein ganz anderes Gesicht haben, als sie uns am Abend vor dem Schlafengehen zeigten, und daß schon mancher nachts vor dem Einschlafen gefasste Entschluß vor den hellen Strahlen der Morgensonne sich als ein dünnes, unhaltbares Gespinnst erwies. Bei Mylles Staunton traf es diesmal nicht zu. Dieser junge Mann hatte einen zu starken Willen, als daß er nach dem Erwachen anders hätte fühlen und denken können, als am vorigen Abend. Als ethische Charaktereigenschaft möge man nun freilich diesen starken Willen Stauntons nicht auffassen. Der echte starke Wille zeigt sich eben so groß und mächtig im Entfagen wie im Begehren; er gleicht, wenn wir ein amerikanisches Gleichnis hier brauchen dürfen, einer Lokomotive, die eben so gut rückwärts wie vorwärts fährt, während der nur im Temperament liegende starke Wille einzig im Impuls des Verlangens, des Anstrebens seine Kraft zeigt und eher einem Renner zu vergleichen wäre, den man zwar leicht vorwärts bringt, aber nur mühsam und unter stetem Aufbäumen zum Rückwärtshufen nötigt. Mylles Staunton hatte jenen Erobererwillen in sich, der dem Yankee eigentümlich ist, einen Willen, der nicht rastet, bis sein Ziel erreicht ist. „Es soll mir nichts ent-

gehen, das mir ansteht,“ ist die Devise dieses Willens; aber es kann sich hinter dieser im Verlangen, im Gewinnen so erfolgreich tätigen Kraft unter Umständen selbst ein schwächlicher Charakter verbergen, ein Wille, der sich selbst nichts zu verweigern imstande ist.

Heute freilich traten nur die glänzenden Eigenschaften dieses ungebrochenen Willens des lebenswürdigen jungen Mannes zutage. Beim Ankleiden entwarf er den vollständigen strategischen Plan für seine Unternehmungen; die Liebe, die er für das schöne Mädchen fühlte — und es war nicht bloß verlangende Leidenschaft, es war jenes Gemisch von Verehrung, Bewunderung, Sympathie, Freundschaft und höchstem Wohlgefallen an dem Gegenstande unserer Neigung, das wir eben „Liebe“ nennen — nun, diese Liebe, wie echt sie war, verwirrte doch seinen Verstand nicht. Er fühlte weich wie seine deutsche Mutter und er kalkulierte richtig wie sein amerikanischer Vater. Eines müssen wir jedoch hervorheben zur Bervollständigung des Bildes des Mannes: bei allem Berechnen, was er noch zu tun habe, kam doch der Gedanke an die Reichtümer, die seine künftige Gattin ihm zubrachte, nicht in seine Seele. Wenn er an ihre Besitzungen dachte, so geschah es nur in Verbindung mit dem Wunsche, bei bevorstehender Abreise das Eigentum

der jungen Waise ihr gesichert zu wissen unter guter Verwaltung; es war seine, wir möchten sagen, kaufmännische Raffeneigenschaft der Ordnung und Säuberlichkeit in solchen Dingen, die ihn hierfür Maßregeln treffen ließ. Freilich war er selbst so begütert, daß er an Schätze nicht zu denken brauchte, die eine Frau ihm zubringen könnte.

Der Wirt erzählte ihm während des Frühstücks, was er alles für Schritte getan, um den mit zwei stattlichen Rappen bespannten Landauer, der vor dem Hotel hielt, rechtzeitig dem Herrn zur Verfügung zu stellen. Staunton hörte zerstreut zu, dankte und stieg in den Wagen.

Zuerst fuhr er nach dem Landungsplatz, wo der Dampfer „Benjamin Franklin“ angelegt hatte. Er traf den Kapitän auf dem bereits erwähnten ungeheuren schwimmenden Holzquai, der den Verkehr zwischen dem Lande und den Schiffen vermittelt. Stauntons erste Frage war, ob der Dampfer wirklich heute noch abgehe. „Heute abend um sechs Uhr,“ war die Antwort des Kapitäns. Ob eine elegante „Ladieskabine“ noch frei sei, forschte der junge Mann weiter. Es gab eine solche; auch für die Dienerschaft hatte der Kapitän Platz, und erklärte sich bereit, die vier Pferde der Dame, wenn es so sein müßte, ebenfalls an Bord zu nehmen; denn von all dem sprach ihm Staunton, ohne im übrigen sich auf nähere Erklärungen einzulassen.

Um neun Uhr morgens hielt Stauntons Wagen vor dem Hause des Advokaten Mr. Taylor und droben im Empfangszimmer hatte der junge Amerikaner eine Unterredung mit dem ältlichen Herrn, der ernst, aber wohlwollend anhörte, was Staunton ihm mit vollständiger Offenherzigkeit erzählte. Diesem Herrn legte er auch seinen Paß vor, der die Identität seiner Person feststellte; ebenso traf es sich günstig, daß Mr. Taylor den Vater des jungen Mannes gekannt hatte und wußte, welchem anständigen und reichen Hause Bostons sein Gegenüber angehöre.

Mr. Taylor war bereit, den jungen Mann zu begleiten, als dieser ihn bat, zu Fräulein St. B*** mitzukommen. Es war über dem Gespräche zehn Uhr geworden und man durfte — besonders unter so ungewöhnlichen Umständen — den Besuch bei der jungen Dame sich erlauben.

Die Pferde hielten vor dem Gittertore, durch das gestern die drei Särge waren getragen worden; die schwarze Dienerschaft eilte herbei und bewies sich untertänig und freundlich zugleich, indem sie mit vielen Bücklingen sich um die Aussteigenden zu schaffen machte; auch fuhr der Kutscher die Pferde in den Schatten einer Hofmauer und nahm ihnen das Geschirr ab.

Georgine St. B*** empfing die Herren in dem Gartensalon von gestern, wo aber das Trauergerüst war weggeräumt worden; nur die großen Leuchter standen noch in einer Ecke des Zimmers. Die junge Herrin selbst trug ein schwarzes Kaschmirkleid.

Als sie Mr. Taylors ansichtig wurde, eilte sie dem alten Herrn entgegen und faßte mit Wärme seine Hand. „Man hatte mir gesagt, auch Sie seien verreist,“ sprach sie. „Welches Glück, daß Sie hier sind.“

Mr. Taylor hielt die Hand des jungen Mädchens fest; Ulysses Staunton hatte sich ebenfalls genähert; er faßte die Linke der jungen Kreolin und führte sie ehrfurchtsvoll an die Lippen. Ein freundlicher Blick war die Begrüßung,

die ihm zuteil wurde, da indessen Mr. Taylor begonnen hatte, sein Beileid zu äußern über den schweren Verlust, den Georgine erfahren, und zugleich seine Entschuldigung vorbrachte, daß er sich nicht früher eingefunden; sie lag in seiner Pflicht als Munizipalbeamter, in diesen schweren Tagen dem Allgemeinen seine Kräfte zu weihen. Er war so ehrlich, zu gestehen, daß er auch heute vielleicht noch nicht gekommen wäre, wenn nicht „dieser junge Freund“, der „Sohn eines vortrefflichen Vaters, den ich die Ehre hatte, zu kennen, mich herbeigerufen hätte.“

Ein warmer Blick der Waise, der bei Erwähnung ihres Verlustes wieder die Tränen über die Wangen perlten, war der Lohn für diesen Freundschaftsbeweis des nun nicht mehr fremden jungen Mannes. In der Tat hätte er die Ehrlichkeit seiner Absichten nicht besser beweisen können, als indem er einen Freund der Familie aufsuchte und herbeiholte. So handelte kein Abenteuerer; dieser Zug gewann ihm das volle Vertrauen des Fräuleins, und nun hatte sie ja auch soeben erfahren, daß er von guter Herkunft sei; Herr Taylor hatte den Vater des jungen Bostoner Bürgers einen „vortrefflichen“ Mann genannt.

Ulysses Staunton fühlte seinerseits, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, das entscheidende Wort zu sprechen. Was er wollte, — wenn er noch gestern daran hätte zweifeln können —, jetzt seit seinem Eintritte in den Saal war es ihm zur Gewißheit und zum unabänderlichen Entschlusse geworden, als er die blühende Gestalt vor sich sah, deren Reize im Trauerkleide durch den Gegensatz schwellender Jugend nur noch gesteigert wurden.

Mit einer vor Aufregung zitternden, aber ausdrucksvollen Stimme begann er: „Mein Fräulein! Daß gestern ein Ungefähr mich hierher geführt hat, wissen wir alle drei; aber mir ist es ... ich weiß nicht, wie Sie und dieser ehrenwerte Herr darüber denken ... mir ist es kein Ungefähr mehr. Für mich war es der entscheidende Gang meines Lebens.“ Er wischte sich mit der Hand über die freie Stirn und rang einen Augenblick nach Atem. Das Fräulein und Mr. Taylor hatten sich gesetzt und durch eine Handbewegung hatte das Fräulein auch Herrn Staunton eingeladen, sich auf einen Stuhl niederzulassen. Er tat es mechanisch und fuhr fort:

„Ich glaubte, anfänglich, mein Fräulein, ich müsse Ihnen den Vorschlag machen, Sie möchten zu Ihrer Rettung diese Stadt und das Land verlassen. Ich tue diesen Vorschlag ... aber ... ich bin zu ehrlich, es zu leugnen, ich tue ihn nun eben so sehr um meinwillen, als zu Ihrem Heile.“

Georgine St. B*** wurde totenblaß und ihre schwarzen Augen schienen auf dem Boden etwas zu suchen. Der junge Amerikaner fuhr fort:

„Sie fühlen, was ich sagen will; aber Sie müssen es auch hören. Sei es denn gesagt: Ich liebe Sie und beschwöre Sie, mein zu werden fürs Leben, einem Manne, der Sie anbetet, sich zu ergeben, einem Manne, der sein Glück darin finden wird, Ihnen zu ersetzen, soweit dies menschenmöglich ist, was der Tod Ihnen geraubt hat.“

Bei den letzten Worten war er vom Stuhl niedergelitten und hatte knieend die Hand Georginens erfaßt, die einen Versuch machte, sie ihm zu entziehen, aber den Versuch aufgab in dem Augenblick, als sie eine heiße Träne,

die nicht aus ihrem Auge kam, auf ihrer Hand fühlte. Herr Taylor seinerseits hatte sich erhoben und war an die nach dem Garten führende Pforte getreten; obschon er nach allem, was vorangegangen war, so etwas hatte ahnen müssen, hatte doch dieser plötzliche Ausbruch von Leidenschaft ihn überrascht.

„Antworten Sie, Georgine,“ flehte Staunton.

Die Waise wollte antworten; ein Tränenstrom machte es ihr unmöglich; sie erhob sich rasch; im ersten Augenblick wollte sie sich in die Arme Mr. Taylors flüchten; aber so vertraulich war eigentlich ihr Verhältnis zu dem Geschäftsfreunde ihres Vaters nicht, daß sie in einem solchen Augenblicke an seine Brust hätte ihr Köpfchen legen mögen. Das Gefühl der Verlassenheit überkam sie wieder. Und da ... vor ihr lag ein edelstehender Mann, zu dem vom ersten Moment ihrer Bekanntschaft mit ihm ein sympathisches Gefühl sie hingezogen hatte. Sie stützte ihren linken Arm auf die Lehne des hohen, künstlich geschnittenen Ebenholzstuhles, von dem sie aufgestanden war, während Staunton ihre Rechte noch in seiner Hand hielt, ohne zu wagen, einen Fuß darauf zu drücken. Endlich sprach sie: „Mein Herr! Bedenken Sie, daß Sie zu der Tochter sprechen, die gestern den Vater, zu der Schwester, die gestern die Brüder bestattet...“

Staunton erhob sich und trat dicht an das Mädchen heran. „Das eben habe ich bedacht,“ flüsterte er ihr zu, indem sich seine hohe Gestalt von der Seite über sie hinbeugte. „Das habe ich bedacht. In keinem heiligeren Augenblicke konnten Sie den Bund zu einem neuen Leben schließen, als in dem Augenblicke, da neue Liebe mit der alten in ein Gefühl verschmelzen will. Sind nicht eben die von Ihnen Beweinten es gewesen, die mir den Weg in dieses Haus gewiesen haben? Es ist eine Vorsehung hierin, glauben Sie mir, Georgine, glauben Sie es.“

Und seiner nicht mehr mächtig, schloß er das herrliche Geschöpf in die Arme, zog sie an die Brust, und sie ... sie fand die Kraft nicht, ihn zurückzustoßen, sie duldete die Umarmung, duldete den Kuß, den er erst auf ihre Stirn, dann den glühenden, den er auf ihre Lippen drückte, und endlich umschlang sie ihn selbst, da sie zu fallen glaubte, wenn sie es nicht tat.

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille im Zimmer, nur durch leises Schluchzen unterbrochen; auch Mr. Taylor wischte sich die Augen.

Dann suchte jedes Sammlung und der junge Mann fand sie zuerst. Er führte das Fräulein vor den Freund des Hauses und sprach, ohne daß die Waise ihn verhindert hätte: „Meine Braut, Mr. Taylor! Kommen Sie, fügen Sie unsere Hände zusammen im Namen der beiden Väter, die Sie getammt haben und die nicht mehr sind. Hier stehen zwei verwaiste Menschen, die auf Erden niemand haben, als jeder den andern, den aber ganz.“

Diesen herzlichen Worten konnte Georgine nicht widerstehen. Mr. Taylor fügte die schmale Hand des schönen Mädchens in die Rechte des jungen Mannes und sprach mit aufrichtiger Rührung: „Es ist Gottes Wille. Wenn Eure Eltern aus einer andern Welt auf Euch niedersehen könnten, so müßten sie selbst, ich glaube es, diesen Bund segnen.“

Eine Stunde später wußte das Gesinde des Hauses,

daß sie noch heute alle auf dem Dampfer verreisen werden, und daß man selbst die Pferde mitnehme, während dagegen das Haus mit dem Siegel der Behörde werde verschlossen werden. Mr. Taylor hatte es übernommen, einstweilen das ganze zu verwalten und die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen.

Es kostete allerdings einige Mühe, Georgine zu überreden, die Trauung der Verlobung auf dem Fuße folgen zu lassen. Aber da unter den obwaltenden Umständen dies das einzig Verständige war, willigte sie endlich ein. Sie konnte ja nicht ihren Verlobten der Gefahr der mörderischen Krankheit länger aussetzen und fühlte, daß ihr, da er sie nicht verlassen würde, nichts anderes übrigbleibe, als mit ihm zu reisen. Dies letztere aber war nicht wohl anders möglich, als wenn sie als seine Gattin das Schiff betrat. Eine gewöhnliche, sich zierende Natur war Fräulein St. B*** nicht; auch hatten die furchtbaren Ereignisse der letzten Tage in ihr eine Stimmung zuwegegebracht, in der das Außerordentliche ihr nicht so außerordentlich mehr schien, wie es uns in ruhigen Zeiten vorkommt. Es standen große Dinge auf dem Spiele; man mußte reellen Verhältnissen eine gewisse Realität des eigenen Innern gegenübersehen. Und so willigte Georgine endlich ein, die Trauung ohne Aufschub vollziehen zu lassen. Es geschah vor dem Beamten, der in amerikanischen Städten für diese Angelegenheit vom Staate angestellt ist. Stauntons Paß war das genügende Legitimationspapier. Als Zeugen funktionierten Mr. Taylor und der in Eile herbeigeholte Wirt vom Charles Hotel. Georgine, im Trauerkleide vor dem Beamten stehend und die Hand vertrauensvoll in die Rechte des gestern ihr noch unbekanntes Mannes legend, war ein rührendes Bild heiligen Zutrauens, unentweichten Glaubens an die Menschheit.

Es gab hierauf in Charles Hotel ein kleines stilles Mahl, da die Umstände nicht darnach angetan waren, sich lautem Frohsinn zu überlassen. Unterdessen hatten die Diener im Hause Georginens alles für die schnelle Abreise gerüstet; Mr. Taylor hatte die gerichtliche Versiegelung der Hinterlassenschaft noch vor der Trauung in seinem Beisein vollziehen lassen, so daß gegen sechs Uhr abends der rastlose Eifer Stauntons mit vollständigem Erfolge gekrönt war, denn um diese Stunde, als bereits die Dampfpfeife das vorletzte Signal zur Abfahrt gegeben hatte, rollte sein Wagen auf die Landungsbrücke. Wenige Augenblicke nachher betrat er das Verdeck des Schiffes und an seinem Arme schwebte im Trauerkleide das herrlichste, süßeste Geschöpf der durch Frauenschönheit so berühmten ehemaligen Hauptstadt Louisianas. Bewundert sahen die übrigen Passagiere, in welcher Begleitung der junge Mann, der gestern so leichtsinnig sich in die verpestete Stadt gewagt hatte, an Bord zurückkehrte. Die Männer sagten: „Ja nun, da war es freilich zu begreifen!“ Die Damen aber, die ihn mit so großer Besorgnis hatten ans Land gehen sehen, empfanden nun, da er gesund zurückkehrte, keine so große Freude mehr an dieser Rückkehr, fanden ihn auch lange nicht mehr so interessant wie vorher, machten sich aber doch an die schwarze Dienerschaft, die mit den Pferden an Deck gekommen war, um zu erfahren, wer eigentlich das junge Paar sei, das alsobald in der „Ladieskabine“ verschwand. (Fortf. folgt.)